



FILE

Name: Old886a__Oldenberg_Ueber_Sanskritforschung_DtRundsch_Haupt_47_386-409.pdf
PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl/?gr_elib-207
Type: Searchable PDF/A (text under image)
Encoding: Unicode (no diacritics)
Date: 25.6.2012

BRIEF RECORD

Author: Oldenberg, Hermann
Title: Über Sanskritforschung.
Publ. in: *Deutsche Rundschau* [main series], 47 (1886), pp. 386-409.
Note: See http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl/?gr_elib-208 for parallel issue in *Halbmonatshefte*, 3,18, pp. 421-443; see also http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl/?gr_elib-30 and http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl/?gr_elib-29 (English translation)

FULL RECORD

www.sub.uni-goettingen.de/ebene_1/fiindolo/gr_elib.htm

NOTICE

This file may be copied on the condition that its entire contents, including this data sheet, remain intact.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band XLVII.

(April — Mai — Juni 1886.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Carl Willberg. —
Bonn, Louis Jenke's Buchh. — Boston, Carl Schenckhof. — Brüssel, G. Minard's Hofbuch. — Budapest,
C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobson & Co. — Bukarest, Gotthel & Co. — Capstadt,
Michaëls & Braun. — Christiania, Albert Kammermeier. — Cincinnati, Philipp R. Theobald. —
Cordoba, Theodor Hoppe. — C. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinobel, Korenç & Reil. —
Kopenhagen, Andr. Fred. Haack & Sohn. Wils. Frior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles
Scholl. — London, Dulau & Co. D. Kutt. A. Siegle. Lehnert & Co. Williams & Morgate. — Luzern,
Foleischal's Buchhandlung. — Lyon, D. Geog. — Mailand, Ulrich Hoepfli. — Mitau, Fr. Lucas. —
Montevideo, L. Jacobson & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Entthoff'sche Buchhandlung. —
Neapel, Deeken & Kochell. H. Hoepfli's Buchhandlung. — New-York, Gustav C. Stegert. C. Steiger & Co.
H. Meißnermann & Co. — Odesa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, G. Fischbacher.
Paar & Steinert. F. Siebow. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Rieder. H. Schmiedhoff's Hofbuchhandl.
— Philadelphia, C. Schaefer & Korabi. — Pisa, Ulrich Hoepfli. — Porto-Rikate, N. Nazeron. — Redal,
Ringe & Ströhm. Ferd. Wasserermann. — Riga, J. Deubner. H. Rymmel's Buchhandl. — Rio de Janeiro,
H. Laenmert & Co. — Rom, Voelker & Co. — Rotterdam, W. J. van Dengel. — San Francisco, Fr. Wih.
& P. Forthaus. — Santiago, Inghirami & Braundt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Schw.-
Walden), J. Sejedow. — Tiflis, G. Baerenklamm. — Tokio, H. Krens & Co. — Valparaiso, G. F.
Kremer. — Warschau, G. Wende & Co. — Wien, Wlth. Braunnäher & Sohn. Wilhelm Fried. Haug'sche
L. L. Hofverlags- & Lith.-Buchhandl. — Zürich, C. W. Weill. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füssli & Co.,
Continental).

Ueber Sanskritforschung.

~~~~~  
Von

H. Oldenberg.  
~~~~~

Die Erforschung des Sanskrit, die Wissenschaft vom Alterthum Indiens, ist gegenwärtig ein Jahrhundert alt. Es war im Jahre 1784, daß in Calcutta eine Anzahl der als Juristen oder Verwaltungsbeamten der East India Company thätigen Männer sich zu einer wissenschaftlichen Gesellschaft vereinigten, der Asiatic Society. Man kann sagen, daß die Begründung der Asiatischen Gesellschaft mit der Schöpfung jenes neuen Zweiges geschichtlicher Forschung zusammenfällt, an dessen Möglichkeit die vorangegangenen Generationen nicht oder doch kaum gedacht hatten. Engländer haben das Werk begonnen; bald wurde es von Männern anderer Nationen aufgenommen, und im Laufe der Zeit hat es sich immer entschiedener, in weit höherem Maße, als dies z. B. von den hieroglyphischen oder den keilschriftlichen Forschungen gesagt werden könnte, in eine Angelegenheit der deutschen Wissenschaft verwandelt.

Die kleine Schar der Arbeiter, welche in den Werkstätten jener Forschung thätig sind, ist es nicht eben gewöhnt, daß die Augen Anderer sich auf ihr Thun, auf ihre Erfolge und Mißerfolge hinwenden. Aber trotzdem, oder vielmehr gerade eben deswegen ist es recht, daß doch der Versuch gewagt werde, auch die Fernerstehenden zu einem Blick in jene Werkstätten einzuladen und ihnen die Arbeiten oder doch einen Theil der Arbeiten, welche in denselben gethan werden — Bruchstücke von Bruchstücken — zu zeigen und zu deuten. Noch liegt in diesen Werkstätten mancher Block unbehauenen Gesteins formlos da, vielleicht um den Versuchen der bildenden Hand für immer zu widerstehen, aber doch ist auch manche Gestalt unter dem thätigen Meißel sichtbar geworden, aus deren Zügen uns ferne Vorzeit, vergangenes Leben jenes seltsamen Volkes anblickt, das unserm Volke verwandt ist, und dessen Wege sich doch von unsern Wegen äußerlich und innerlich so weit entfernt haben.

Wir werfen zunächst einen Blick auf die Anfänge indischer Forschungen am Ende des vorigen Jahrhunderts. Wir verfolgen, wie die junge Wissenschaft nach dem ersten fliegend schnellen Durchmessen ihres Gebietes bald sich in sich selbst

zusammengefaßt hat zu tieferem Eindringen und doch auch zu unvergleichlich weiterem Vordringen. Wir begleiten vor Allem die schwierigen Wege, welche die Erforschung der Vedea gegangen ist, der wichtigsten unter den literarischen Denkmälern des indischen Alterthums, welchen selbst die Werke des ältesten Buddhismus an geschichtlicher Bedeutung nicht verglichen werden können. Von den Fragen, vor welche die Wissenschaft hier gestellt war, von dem Wollen und Gelingen, das in der Bemühung um diese Fragen sich bewiesen hat, möchten wir ein Bild geben, oder möchten wir wenigstens einen Umriß zu entwerfen den Versuch wagen.

I.

Der erste folgenreiche Anstoß zur Erforschung des Sanskrit und der sanskritischen Literatur ging von Sir William Jones aus, der 1783 sich nach Indien begab, um den Posten eines Judge of the supreme court of judicature in Fortwilliam zu übernehmen. Den wissenschaftlichen Bestrebungen, die er ins Leben rief, kam der blendende Zauber zu Gute, welchen dieser begabte und vielseitige Mann auf seine Zeitgenossen geübt hat. In Prosa und in Versen ist Jones von seinen Freunden und Freundinnen als der Phönix seiner Zeit, „the most enlightened of the sons of men“, gefeiert worden, Complimente, von welchen der kühlere und ferner stehende Betrachter doch Manches abzuziehen geneigt sein wird. Die Correspondenzen und sonstigen Aufzeichnungen von Jones, die in großer Reichhaltigkeit vorliegen¹⁾, zeigen dem heutigen Leser mehr das Bild eines unermüdblich coquettirenden Schönredners, als das eines ernstlichen Forschers, zu dem es ihm an Schärfe wie an Wärme gleich sehr mangelte. Als jungen Mann finden wir ihn mit der Lectüre und Nachdichtung persischer und arabischer Poesie, gelegentlich auch mit Ausblicken in die chinesische Literatur beschäftigt. Daneben eigene Entwürfe: ein heroisches Epos, eine Art neuer Aeneide, für welche, gewiß sinnreich genug, die phönizische Götterwelt als Staffage in Aussicht genommen war, sollte die Vollkommenheiten der englischen Verfassung verherrlichen. Auf der Reise nach Indien schrieb der siebenunddreißigjährige Mann ein Register der Werke nieder, welche er, wenn Gott Leben gäbe, zu verfassen gedachte, nach berühmten Mustern, die bei den einzelnen Nummern des Verzeichnisses sorgfältig vermerkt wurden. Da findet sich neben jenem heroischen Epos (Vorbild: Homer) eine Geschichte des amerikanischen Krieges (Vorbilder: Thucydides und Polybios), philosophische und historische Dialoge (Vorbild: Plato), und andere Pläne ähnlicher Art. Mit diesem von Scrupeln recht unbeirrten Gefühl des Allkönnens war Jones doch, in Indien vor die Aufgabe gestellt, den ersten Eingang in die Riesenmassen einer unbekanntem Literatur, einer fremdartigen, schönheitsreichen Poesie zu finden, ebenso sehr, ja vielleicht in höherem Grade der rechte Mann, als mancher ernster und tiefer Begabte gewesen sein würde. Die Lage der Dinge, wie er sie in Indien vorfand, drängte es den

¹⁾ Sie sind von seinem Biographen Lord Teignmouth mitgetheilt worden, zuweilen in größerer Vollständigkeit, als für den panegyrischen Charakter jener Lebensbeschreibung förderlich gewesen wäre.

europäischen Beherrschern des Landes geradezu als eine Pflicht auf, des Sanskrit und seiner Literatur sich zu bemächtigen. Die zunehmende Ausdehnung und zugleich die sich steigende Intensivität des englischen Regiments machte es undenkbar, daß die Thatsache der alten einheimischen Cultur und Literatur des Landes auf die Dauer hätte ignorirt oder nur oberflächlich anerkannt werden können. Vor Allem lag dies auf dem Gebiet der Rechtspflege am Tage, wo es die Politik der ostindischen Compagnie gebieterisch verlangte, daß den Eingebornen von ihren Gesezen und Sitten gelassen wurde, so viel ihnen zu lassen möglich war. Schon in die im Jahre 1772 ergangene Parlamentsacte über die Angelegenheiten der Compagnie war auf Petrieb von Warren Hastings die Bestimmung aufgenommen worden, daß mohammedanische und indische Rechtskennner den Gerichtsverhandlungen beizuhören sollten, um ihre Geseze zur Geltung zu bringen und bei der Abfassung der Urtheile zu assistiren. Es mußte sich hieraus eine für jeden gewissenhaften Juristen überaus peinliche Abhängigkeit der europäischen Richter von der Zuverlässigkeit oder Unzuverlässigkeit der indischen Pandits entwickeln, deren Behauptungen darüber, was in den einheimischen Rechtsbüchern über Erbrecht, Familienrecht, Contractrecht festgesetzt war, sich jeder Controle entzogen. Warren Hastings ließ, dem Uebelstande zu begegnen, von mehreren rechtskundigen Brahminen aus den alten sanskritischen Gesezbüchern eine Zusammenstellung machen, welche ins Englische übersezt wurde. Das Unternehmen hatte nur geringen Erfolg, vor Allem weil kein Europäer zu finden war, der direct aus dem Sanskrit übersezen konnte; man mußte zuerst aus dem Sanskrit ins Persische, dann aus dem Persischen ins Englische übersezen¹⁾. So stand die Nothwendigkeit, den directen Zugang zum Sanskrit zu erlangen, außer Frage. Die Aufgabe war keine leichte, aber ihrer Natur nach doch völlig verschieden von jenen unmöglich scheinenden Leistungen philologischer Genialität, wie etwa die Deutung der hieroglyphischen und keilschriftlichen Monumente. Das Verständniß und sogar der Gebrauch des Sanskrit hatte in Indien in ununterbrochener Tradition fortgelebt²⁾; es gab zahllose Pandits, welche nicht schlechter Sanskrit verstanden, als man im Mittelalter das Lateinische beherrschte, und welche die Sprache zu lehren sehr wohl im Stande waren. Die entgegenstehenden brahminischen Vorurtheile zu besiegen war leicht; der Hindernisse Herr zu werden, welche aus der Unnatur des unbeschreiblich spizfindigen und verkehrten grammatischen Systems der Indier flossen³⁾, hatte größere Schwierigkeiten, die doch mit einiger Geduld sich überwinden ließen. Eben in die erste Zeit dieser Bemühungen fiel die Ankunft von Sir William Jones in Indien. Sofort war er der Mittelpunkt. Von ihm ging die Begründung der Asiatic Society aus, von ihm die Anregung zu einer neuen, diesmal auf sichererer Grundlage unternommenen

¹⁾ Dies Werk ist 1776 unter dem Titel „A Code of Gentoo Law“ erschienen.

²⁾ Ganz ebenso noch heutzutage. Man vergleiche hierüber die neuerdings von Max Müller in seinem Werk „India what can it teach us“ S. 79 ff. gegebenen Ausführungen.

³⁾ Bekannt ist die originelle Anekdote des mit Jones etwa gleichzeitigen Missionars Paulinus a S. Bartholomaeo: der Teufel habe in seiner bewundernswürdigen Listigkeit die brahminischen Philosophen angefaßelt, eine zugleich so reizende und so verwickelte Sprache zu erfinden, um ihre Geheimnisse nicht dem Volke allein, sondern sogar den Unterrichteten zu verbergen.

Bearbeitung des indischen Contract- und Erbrechts. Tüchtige brahminische Kenner des Sanskrit sammelte er um sich; im Jahre 1790 schrieb er: „Jeden Tag schwache ich Sanskrit mit den Pandits; ich hoffe es, ehe ich Indien verlasse, zu verstehen, wie ich Latein verstehe.“ Nicht Forschen, sondern Lernen war es, um was es sich handelte, und daß rasche, klare Erfolge gewonnen, daß mit glücklichem Griff bedeutende Werke des indischen Geistes vor Aller Augen gestellt wurden. Jones übersezte das anmuthigste aller indischen Dramen, das Gedicht von den rührenden Schicksalen der Bühlerjungfrau Sakuntala, die in der Waldesstille ihrer Einsiedelei von dem königlichen Jäger Dushjanta erblickt und geliebt ward: dies Werk voll zartesten Empfindens, duftend wie die sommerliche Pracht der indischen Natur, die in seinen zierlichen Rhythmen von Kalidasa's geistreicher Beredsamkeit besungen wird¹⁾. Noch bedeutamer als das Bekanntwerden der Sakuntala war die Veröffentlichung eines zweiten großen Werkes, welches Jones übersezte, der Gesetze des Manu. Es schien, als hätte man hier einen Vorkug der orientalischen Vorzeit vor sich; denn dem fernsten Alterthum schrieb man dies seltsame Bild eines seltsamen Volkslebens zu, die von Priesterhochmuth gesteigerte und verzerrte Schilderung der Brahminenherrschaft von Brahma's Gnaden, in der das Volk nichts, der Fürst wenig, der Priester Alles ist. Wie sollte man durch solche plötzlich zuströmende Fülle ungeahnter Aufschlüsse über eine alte, bis dahin aller Kunde entzogene gewesene Civilisation sich nicht zu dem Versuch treiben lassen, jener Cultur und ihrer Sprache unter den bekannten Culturen und Sprachen die Stelle anzuweisen? Wohin man blickte, drängten sich wichtige und folgenreiche Bemerkungen auf, freilich zugleich die Versuchung, die Phantasie in ziellosen Abenteuern sich verirren zu lassen; und Jones war am wenigsten der Mann, dieser Versuchung zu widerstehen. Der Wortschatz und der grammatische Bau des Sanskrit zeigte ihm, daß die alte Sprache der Inder mit denen der Griechen, der Römer, der Germanen stammverwandt ist, daß sie aus einer gemeinsamen Grundsprache mit jenen abgeleitet werden muß²⁾. Aber neben der Feststellung dieser unvergleichlich folgenreichen Erkenntniß wuchern in den Arbeiten von Jones Phantasmen über urgeschichtliche Beziehungen, die so ziemlich Alles mit Allem verbinden. Bald wird Indisches mit Alttestamentlichem identificirt, bald wird es in Zusammenhang mit südamerikanischer Cultur gebracht; Buddha soll gleich Wodan sein, die Pyramiden und Sphinxen Aegyptens den Stil derselben Arbeiter zeigen, welche die indischen Höhlentempel gebaut und die alten Buddhabilder gemeißelt haben.

¹⁾ Man meinte früher, aus Gründen, die sich als nicht stichhaltig erweisen haben, daß Kalidasa im ersten Jahrhundert vor Christo gelebt habe; man pflegte ihn den römischen Dichtern des augusteischen Zeitalters, deren ungefährer Zeitgenosse er dann gewesen wäre, zu vergleichen. In der That muß er mehrere Jahrhunderte später angesezt werden, etwa in das sechste Jahrhundert nach Christo.

²⁾ Die Identität indischer Wörter mit lateinischen, griechischen u. s. w. war schon vor Jones von Mehreren bemerkt und auch die richtige Erklärung dieser Erscheinung, die Stammverwandtschaft der Inder mit den Griechen und Lateinern, bereits 1740 von Vater Pons ausgesprochen worden. Nähere Nachweise findet man bei Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft, S. 222, 333—341.

Zum Glück für die junge Sanskritkunde fiel die Fortsetzung des von Jones begonnenen Werkes einem der nüchternsten und umfassendsten Beobachter des Thatsächlichen anheim, die je der Erforschung orientalischer Literaturen gebietet haben. Es war Henry Thomas Colebrooke (geb. 1765, nach Indien gegangen 1782), unter dem thätigen indischen Beamtenstande als Thätigster hervorragend, bald Verwaltungsmann, bald Richter, bald Diplomat, ein vorzüglicher Kenner der indischen Landwirtschaft und des indischen Handels. Man kann nicht ohne Bewunderung betrachten, welche Fülle von Aufschlüssen er in den langen Jahren, die er der Sanskritforschung gewidmet hat, seiner unvergleichlichen Sammlung von Manuscripten abzugewinnen wußte, heute dem vornehmsten unter den Schätzen der India Office Library. Von den Sphären der indischen Poesie hielt sich Colebrooke, der die Grenzen seiner Begabung wohl kannte, mit offener Absichtlichkeit fern. Aber in der Literatur des Rechts, der Grammatik, der Philosophie, der Astronomie besaß er eine Belesenheit, wie sie in diesem Umfang seitdem kaum wieder erreicht sein mag; er war es, der über die Literatur des Veda die ersten eingreifenden Aufschlüsse gegeben hat. Seine Untersuchungen sind an Hypothesen arm, man mag sagen allzu enthaltam gegenüber der Versuchung, das geschichtliche Werden der Dinge, von denen er sprach, begreifen zu wollen. Aber die thatsächlichen Grundlagen weiter Gebiete der indischen Forschung hat er festgestellt, selbst voll Erstaunen über die immer unabsehbarer sich eröffnenden Fernen jener Literatur, und unser Erstaunen weckend durch die sichere und unermüdete Kraft, mit welcher er zu diesen Fernen vorzudringen getrachtet hat.

Während Colebrooke noch auf der Höhe des Wirkens stand, begann die Theilnahme für indische Forschungen in dem Lande zu erwachen, welches mehr als ein anderes gethan hat, dieselben einer strengen, fest begründeten Wissenschaft näher zu bringen: in Deutschland. Es konnte für die Entdeckungen der Jones und Colebrooke keinen empfänglicheren Boden geben, als eben das Deutschland jener Zeit, voll begeisterten Interesses für die alte, volkstümliche Poesie aller Nationen, und in der eigenen Literatur und Philosophie von großen Bewegungen erfüllt, denen jetzt aus der Ferne Indiens Verwandtes zu begegnen schien: gleichsam eine orientalische Romantik und ein dichtendes Denken, das in seiner Weise nicht minder kühn als die absolute Philosophie der Deutschen zu dem gestaltlosen Urquell aller Gestaltungen vorzudringen suchte. Porten standen unter den Sanskritisten Deutschlands von Anfang an in der vordersten Reihe, die beiden Schlegel, Friedrich Rückert: neben ihnen, nüchtern und schmucklos, der große Neubegründer der grammatischen Wissenschaft, Franz Bopp. Im Jahre 1808 erschien Friedrich Schlegel's Schrift „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder“. Schlegel schuf aus dem, was ihm von indischer Poesie und Speculation bekannt war, und aus seinen eigenen Ideen über die Gesetze und Ziele menschlicher Geistesarbeit ein mit warmer und phantasievoller Bereidsamkeit entworfenes Bild Indiens als eines Landes erhabener Urweisheit: die indischen Religionen und die indische Poesie schildert er als prangend in einer Fülle der Kraft und des Lichtes, gegen welche auch die höchste Philosophie und Dichtung der Griechen nur ein schwacher Funke ist. Die Zeit, aus welcher jene

Schöpfungen der Inder stammen, erscheint ihm als eine ferne, gigantische Vorzeit der Geistesbildung; dort sind jene ernsten Lehren voll düsterer Tragik zu Hause von der Seelenwanderung und von dem dunklen Schicksal, das allen Wesen ihre Wege und ihr Ziel vorschreibt:

„Diesem Ziel nach nun wandeln sie aus Gott kommend bis zur Pflanz' herab,
In des Seins schrecklicher Welt hier, die seids hin zum Verderben sinkt.“

Während so von Schlegel ein durch seine ahnungsreichen Perspectiven höchst wirkungsvolles, aber der nüchternen Treue ermangelndes Phantasiebild indischen Tiefsinns entworfen wurde, schickte sich Bopp an, anspruchsloser, aber unvergleichlich viel tiefer greifend, mit geduldigem Scharffinn die grammatische Structur des Sanskrit zu durchforschen und auf das längst erkannte Factum der Verwandtschaft jener Sprache mit dem Persischen und den hauptsächlichsten europäischen Sprachen die Wissenschaft der vergleichenden Grammatik zu bauen. Im Jahre 1816 erschien sein „Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache“. Es handelte sich nicht mehr darum, einzelne Uebereinstimmungen ähnlich klingender Worte in den verwandten Sprachen aufzufuchen, sondern Uebereinstimmungen wie Verschiedenheiten auf ihre festen Normen zurückzuführen und so in dem Leben jener Sprachen, wie sie aus einer gemeinsamen Wurzel stammend in mannigfachstem Reichthum sich entfaltet haben, je mehr und mehr die Züge einer von erkennbaren Gesetzen beherrschten Nothwendigkeit zu entdecken. Wir können hier nur mit einem Wort die seit dem Erscheinen jener Schrift durch nun siebenzig Jahre betriebenen Forschungen berühren, zu welchen Bopp damals den Grund gelegt hat. Selten ist der Wissenschaft Erstaunlicheres als hier gelungen. Ueber die Vorgeschichte, welche die Sprache Homer's oder der altitalischen Denkmäler durchleben mußte, ehe sie zu der Gestalt gelangen konnte, in welcher wir sie ausgezeichnet finden, sind die unerwartetsten Zeugen zum Vorschein gebracht worden: die Sprachen der Inder, der Deutschen, der Slawen, der Kelten. Die eine unter den verwandten Sprachen stellt die dunkeln Bildungen der andern auf, ähnlich wie die Naturforschung verkrüppelte Organe von Thieren erklärt, indem sie dieselben Organe in ihrer ursprünglichen, verständlichen Gestalt bei andern Thieren nachweist. Das Bild der Grundsprache, deren Töchter die Sprachen unseres Sprachstammes sind, ist nicht mehr allein in verschwommenen oder zweifelhaften Zügen erkennbar; die Gesetze, unter deren Herrschaft die Laut- und Formensysteme der einzelnen Tochter Sprachen sich aus jener heraus entwickelt haben, werden immer vollständiger ermittelt und immer schärfer formulirt. Das wesentlichste Hilfsmittel, ja die Grundlage dieser Forschungen war von Anfang an das Sanskrit; daß der allzu feste Glaube an die durchgehende höhere Ursprünglichkeit des Sanskrit verglichen mit den verwandten Sprachen die nöthigen Correcturen gefunden hat, ist ein bedeutamer Fortschritt, den vor Allem die letzten Jahre gebracht haben. Wir wissen jetzt, daß der scheinbar einfachere und durchsichtigere Zustand des Sanskrit an Lauten und Formen in mancher Hinsicht minder ursprünglich ist, als die complicirteren Verhältnisse anderer Sprachen, z. B. des Griechischen, und daß oft vielmehr von diesen als von dem Sanskrit ausgegangen werden muß, um zur Erklärung der sanskritischen Bildungen den

Weg zu finden. So empfängt jetzt das Sanskrit das Licht, welches es für das geschichtliche Verständniß der europäischen Sprachen gebracht hat, von diesen zurück¹⁾.

Ich darf es nicht versuchen, im Einzelnen die Wege zu verfolgen, welche die Wissenschaft der vergleichenden Grammatik, von den indischen Studien durchaus abgelöst, genommen hat. Während beide Zweige der Forschung insonderheit von Deutschen, und neben ihnen in Frankreich von dem genialen Burnouf in rascher Arbeit gefördert wurden, strömte nicht minder schnell von Indien her immer neuer Stoff zu. In zwei Ländern an der Peripherie der indischen Kulturwelt, in den Himalayathälern von Nepal und in Ceylon, wurde in zwei Redactionen, in Sanskrit und in dem Pali genannten Volksdialekt die aus dem eigentlichen Indien verschwundene heilige Literatur der Buddhisten ans Licht gezogen. Dem Scharfsinn Prinsep's gelang die Entzifferung der ältesten indischen Schriftcharaktere auf Inschriften und Münzen. In Calcutta unternahm und vollendete man in den dreißiger Jahren den Druck des Mahabharata, des riesenhaften Heldengedichts von fast hunderttausend Doppelversen, in dessen unabsehbaren Gefängen mit ihrem Labyrinth von Episoden und Unterepisoden viele Generationen von Dichtern die Sagen von den Helden und Weisen der alten Zeit, von ihren Kämpfen und Kasteiungen zusammengetragen haben.

Die Summe aller dieser neu erschlossenen Kunde ist in dem großen Werke eines Norwegers gezogen, der in Deutschland zum Deutschen geworden war, in

¹⁾ Es sei gestattet, diese Umkehrung der Auffassungsweise an einem einzelnen Punkt, dem für die gesammte Grammatik eine besonders weittragende Bedeutung zukommt, zu veranschaulichen. Das Griechische besitzt fünf kurze Vocale, *a* (*α*), *ε* (*ε*), *ο* (*ο*), *ι* (*ι*), *υ* (*υ*). Das Sanskrit hat dem *ι* und *υ* entsprechend *i* und *u*, aber den drei Lauten *a*, *e*, *o* entspricht im Sanskrit nur ein einziger Vocal, *a*. So lautet beispielsweise das griechische *apo* (— deutsch *ab*) im Sanskrit *apa*; sowohl das *a* der ersten Silbe, wie das *o* der zweiten Silbe des griechischen Wortes ist mithin im Sanskrit durch *a* vertreten. Dem griechischen *esti* (— deutsch *ist*) entspricht im Sanskrit *asti*, also griech. *e* steht Sanskr. *a* gleich. Ähnlich griech. *menos* (der *Muth*) = *manas*; griech. *epheron* (sich *trug*) = *abharan*. Was ist nun das Ursprüngliche, d. h. was war in der indogermanischen Grundsprache vorhanden, der Dreiflang des griechischen *a*, *e*, *o*, oder die Einheit des sanskritischen *a*? Als man unter Zugrundelegung des Sanskrit Sprachvergleichung zu treiben anfang, hielt man nahezu allgemein, von der scheinbaren Einfachheit jener Sprache bestochen, das *a* allein für ursprünglich und lehrte, daß sich dieser Vocal später auf europäischem Boden in die drei Laute *a*, *e*, *o* gespalten habe. Untersuchungen der neuesten Zeit — wir verdanken dieselben A. Meilung, Brugman, Joh. Schmidt u. A. — haben gezeigt, daß die Entwicklung des Vocalsystems den umgekehrten Weg genommen hat. Die Vocale *a*, *e*, *o* waren bereits in der indogermanischen Grundsprache vorhanden und sind im Sanskrit, oder genauer bereits vor der Zeit des Sanskrit in der Sprache, welche die Vorfahren der Inder und Perler sprachen, als sie noch ein Volk bildeten, zu dem einen Vocal *a* zusammengefloßen. So ist das *o* von *esti*, das *o* von *apo* ursprünglicher, als das *a* von *asti*, *apa*. Nun zeigt sich im Sanskrit, daß, wo einem sanskritischen *a* ein griechisches *e* entspricht, gewisse Consonanten, die diesem Vocal vorangehen, *j*, *v*, *k*, in anderer Weise durch den letzteren afficirt werden, als wo für das *a* des Sanskrit das Griechische ein *a* oder *o* aufweist. Aus dem Sprachzustande des Sanskrit allein, welches in dem einen wie in dem andern Fall *a* hat, wäre es nicht zu begreifen, daß das *k* beide Male ein verschiedenes Schicksal erleidet: das Griechische, indem es die ursprüngliche Verschiedenheit der Vocale bewahrt hat, gibt den Schlüssel für das Verständniß der eigenthümlichen Wandlungen, welche den *k*-Laut in großen und wichtigen Gruppen sanskritischer Worte betroffen haben.

der „Indischen Alterthumskunde“ Christian Lassen's. Lassen gehörte nicht zu den großen Pfadfindern der Wissenschaft wie Bopp; es muß auch gesagt werden, daß manches Mal ihm jene Verständigkeit des philologischen Denkens versagte, welche die Fragen fördert, selbst wo sie ihre Lösung nicht findet. Und freilich war es eine unlösbare Aufgabe, eine Danaidenarbeit, die älteren Perioden der indischen Vergangenheit ergründen zu wollen, wenn man nur auf das große Epos und etwa noch auf das Gesetzbuch des Manu als auf die hauptsächlichsten Quellen gewiesen war. Auch eine sicherere Kunst der Kritik, als Lassen sie besaß, hätte nicht viel von Geschichte entdecken können in dem nebelhaften Sagensgewirr, den erfundenen Königsreihen des Mahabharata und in jener farblosen Gleichförmigkeit, welche die Erzählungsweise der indischen Vergile über die ungeheuren Zeiträume, von denen sie zu berichten vorgeben, unwandelbar verbreitet. Trotzdem steht Lassen's Alterthumskunde, das Werk unermüdeten Fleißes und eines selteneren Wissens, als ein Markstein in der Geschichte der indischen Forschungen da, allen Ertrag der vergangenen Zeit zusammenfassend und durch das, was ihr fehlt, auf neue, noch unberührte Aufgaben der Zukunft hindeutend.

Eben in dieselbe Zeit aber, als der erste, die ältesten Perioden behandelnde Band des Lassen'schen Werkes erschien, fällt der Anfang einer Bewegung, welche die Entwicklung der Wissenschaft von Indien geradezu in zwei Hälften zerlegt hat. Neu auf den Schauplatz tretende Persönlichkeiten schoben einen neuen Kreis von Problemen in den Vordergrund, für deren Lösung sie eine unerschöpflich scheinende und bis heute in gewissem Sinne unerschöpflich gebliebene Fülle frisch gewonnener Quellen eröffneten. Es war die vornehmste Erweiterung, welche unsrer Kenntniß der Weltliteratur je durch irgend einen Zweig der orientalistischen Forschung zu Theil geworden ist: die Eroberung des Veda für die Wissenschaft.

II.

Eine Entdeckung des Veda kann das, was damals vorging, nicht eigentlich genannt werden. Daß der Veda existirt und welche Stellung er innerhalb der indischen Literatur einnimmt, wußte man längst. Auf Schritt und Tritt zeigten die bereits bekannt gewordenen Schriftwerke auf den Veda als auf die Grundlage von Allem hin, viel nachdrücklicher noch, als man etwa in der Literatur der Griechen sich überall zu den homerischen Gedichten zurückgeführt sieht. Und Manuscripte der vedischen Texte gab es nicht allein in Indien mehr als genug; sie lagen auch in großer Zahl seit lange in europäischen Bibliotheken. Aber man hatte nicht oder doch kaum gewagt zuzugreifen und zu versuchen, ob in dem unübersehbaren Chaos dieser Schriftenmasse fester Boden für die Wissenschaft zu gewinnen sein würde. Das Sanskrit der großen epischen Gedichte oder des Kalidasa verstand man gut genug; aber von dem Dialekt, in welchem die wichtigsten Theile des Veda abgefaßt sind, wußte man nicht mehr, als etwa ein Kenner des heutigen Französisch von der Sprache der Troubadours verstehen würde. Die ungewohnte Seltsamkeit, der zum Theil wenigstens äußerst verwickelte, oft in dürre Kleinlichkeiten sich verlierende Inhalt jener Texte ließ sich, auch ohne daß man tiefer in sie eingedrungen war, vorauserkennen. Würde ein

ernstes Durchforschen dieses Gebietes, falls es überhaupt gelänge, die Mühe verlohnen? Es war eine Schar junger deutscher Gelehrter, die ihre Kräfte ans Werk setzten. Die Meisten von ihnen wirkten noch in unserer Mitte: Max Müller, Roth, Weber. Zwei Andere, deren Namen hier nicht fehlen dürfen, starben vor wenigen Jahren: Adalbert Kuhn und Benfey. Man bedurfte nicht den Apparat großer Expeditionen, wie die waren, welche der Erforschung des ägyptischen oder babylonischen Alterthums die Wege gebahnt haben. Jene Monumente, in deren colossalen und bizarren Steingestalten Bruchstücke der Urzeit vor unser Auge zu treten scheinen, fehlen in Indien. Die Kenntniß, die man gewinnen wollte, beruhte nicht auf Inschriften, sondern auf Manuscripten. Auf längere oder kürzere Zeit siedelte man nach London über und begann unter den Handschriftenschatzen des East India House die Arbeit¹⁾. An Zuvorsicht fehlte es nicht. „Es wäre,“ schrieb Roth, „ein Spott auf die Kritik und den Scharfsinn dieses Jahrhunderts, das die Felseninschriften der Perseerkönige und Zoroaster's Bücher liest und lesen wird, wenn es ihm nicht gelänge, in dieser massenhaften Schriftwelt die Geistesgeschichte jenes Volkes mit Sicherheit zu lesen.“

Vieles von dem, was Roth erwartete, ist gelungen oder auf dem Wege des Gelingens. Von Manchem, was in jener Zeit gehofft wurde, läßt sich jetzt wohl sagen, daß und warum es unerreichbar ist. Das Erreichte aber hat dem Bilde, welches die Wissenschaft vom indischen Alterthum machte, ein völlig anderes Aussehen gegeben. Horizontlos schien sich dies Bild in die nebelhaften Tiefen einer unbemessenen Vergangenheit zu verlieren; jetzt fanden sich feste Grenzen; ein äußerster Anfangspunkt erforschbarer Geschichte war abzusehen. Es eröffneten sich authentische Quellen, der ältesten Zeit Indiens entstammend, aus welcher und über welche geschichtliche Zeugnisse im gewöhnlichen Sinne des Wortes erlangbar sein konnten, und statt des von unsicheren, schattenhaften Riesengestalten durchflorenen Halbdunkels, in welchem die epischen Gedichte jene Zeiten hatten erscheinen lassen, zeigte der Weda eine Wirklichkeit, die man hoffen konnte zu verstehen; oder wenn er an manchen Orten statt der gehofften Gestalten dem Auge leere Räume erscheinen ließ, so war auch dies ein Gewinn: man mußte dann wenigstens, daß die Kunde, nach der man gesucht hatte, verschollen war, und was sich als solche gegeben hatte, enthüllte sich nun als ein der Willkür später Legendenmacher entsprungenes Phantasiegebilde. Die Literatur der epischen Gedichte schien jetzt nicht länger den Anspruch auf unberechenbares Alterthum erheben zu dürfen; sie sank in eine Art Mittelalter herab, hinter welchem sich das neu entdeckte wahre Alterthum aufthat, den Horizont des geschichtlichen Erkennens mit bedeutenden Formen begrenzend.

Wir versuchen zu veranschaulichen, wie die Aufgabe gelöst wurde, den Weda zu verstehen, und beschreiben zu gleicher Zeit — das Eine ist von dem Andern nicht scharf zu trennen — was das war, das man so kennen gelernt hatte: eine

¹⁾ Auch die königliche Bibliothek zu Berlin besaß und besitzt eine reiche Sammlung von Sanskrithandschriften, zu welcher durch den auf Befehl Friedrich Wilhelm's IV. erfolgten Ankauf der Chambers'schen Handschriften der Grund gelegt wurde.

neu erschlossene Literatur aus ehrwürdiger Vergangenheit, reich an Spuren ernstester Geistesarbeit, in scharf, ja hart ausgeprägten Formen folgerichtig entwickelt, und ein wenn auch nur in spärlichen Trümmern neu entdecktes Stück Geschichte, die Anfänge der Geschichte — oder sollen wir sagen der Geschichtslosigkeit? — eines uns stammverwandten Volkes, das früh von allen andern Völkern getrennte Wege gegangen ist und seine seltsamen, die Keime eigener Leiden in sich tragenden Formen des Daseins sich geschaffen hat.

Wie gelang es, den Veda zu verstehen?

Fast alle wichtigeren Werke der Veda-Literatur — denn der Veda ist wie die Bibel nicht ein einzelner Text, sondern eine weit verzweigte Literatur — sind in zahlreichen, meistens ziemlich modernen Handschriften erhalten; nur selten, wie das bei dem zerstörenden Klima Indiens nicht anders sein kann, sind dieselben älter als wenige Jahrhunderte. Die Texte aber, welche wir in diesen jungen Manuscripten finden, stammen aus entferntem Alterthum. Durch weite Zeiträume haben sie, ehe sie dazu gelangten in diesen Handschriften oder in Handschriften überhaupt aufgezeichnet zu werden, Schicksale sehr mannigfaltiger Art erlitten, und es ist die Aufgabe des philologischen Forschers, diese Schicksale, gewissermaßen die Lebensgeschichte der Texte, festzustellen. Man kann sagen, daß diese, wie sie uns überliefert sind, Gemälden alter Meister gleichen, über welche abwechselnd Zerstörungen und Herstellungsversuche von berufener und unberufener Hand hingegangen sind; was wir kennen wollen, soweit es sich kennen läßt, ist ihr Aussehen, wie es im Ursprung gewesen ist.

Welcher Zeit nun der Ursprung der alten Vedalieder angehört, können wir nicht in Jahren, auch nicht in Jahrhunderten ausdrücken. Aber wir wissen, daß diese Lieder vorhanden waren, als es in Indien noch nicht Städte gab, sondern nur Dörfer und Burgen: als die Namen der mächtigen Stämme, welche in der Folgezeit den ersten Platz unter den Stämmen Indiens eingenommen haben, noch nicht genannt wurden, so wenig wie in dem Deutschland, das Tacitus schildert, die Namen der Franken und Bayern. Es war die Zeit der Wanderungen, der endlosen, hin- und herzogenden Fehden kleiner, bald hier, bald dort auftauchender Stämme mit ihren Abhängigen und Priestern — man stritt um Weidegründe, um Kühe und Ackerland: die Zeit des Kampfes der hellfarbigen Einwanderer, die sich Arja nannten, gegen die Urbewohner, die „schwarzen Leute“, die „Angläubigen, die Götter nicht labenden“. Noch suchte das Denken und Glauben der Inder das Göttliche nicht in jenen gestaltlosen Tiefen, in welchen spätere Zeitalter die Idee des ewigen, verborgenen Brahma erfakten; wo in der Natur dem Auge die hellsten Bilder, dem Ohr die mächtigsten Töne entgegenkamen, da waren die Götter: das Leuchtende Himmelsgewölbe, die Morgenröthe, der donnernde Gewittergott und seine Gefellen, die Winde. Noch hatten die vedischen Arier ihre späteren Sitze an den beiden gewaltigen Zwillingsströmen Ganges und Jumna nicht erreicht, noch war für sie „der mütterlichste Fluß“ die Sindhu (Indus), von welcher einer der alten Poeten des Rigveda sagt¹⁾:

¹⁾ Rigveda X, 75, 9.

„Am Himmel hin auf von der Erde krebt ihr Schall;
Unendlich Draußen regt sie auf, die Strahlende.
Wie Regenfluth donnernd dem Wolkenstoch entströmt,
Stürzt hin die Sindhü, wie der Stier, der brüllende.“

Aus den Zeiten jener Wanderungen und Kämpfe, die um den Indus und seine Nebenflüsse sich bewegten, stammt die Poesie des Rigveda. In bestimmten Familien war zugleich die Uebung des priesterlichen Werkes und die eng damit verbundenen Fertigkeiten künstlich gebundener Rede und eines einfachen, nur in wenigen Tönen sich bewegenden Gesanges heimisch¹⁾. Diese Familien haben die vedische Poesie geschaffen und ihre Kunde unter sich fortgepflanzt. Was wir Volksdichtung nennen, sind die Lieder des Rigveda, fast sämmtlich Opferlieder, nicht eigentlich gewesen; man hört in ihnen nicht jene Sprache, die aus der Seele des Volkes, wie es dichternd mit sich selbst redet, hervortönt. Es war eine Poesie, der wohl meist die rechten Hörer gefehlt haben: die Menge, die mit dem Dichter mitdichtete. Hörer war Gott Agni, Gott Indra oder die Göttin Morgenröthe, und Dichter war nicht Jeder, den leidenschaftlicher Drang seiner Seele oder die Lust am Singen und Sagen antrieb, sondern Dichter war vor Allem, wer einer Dichtersfamilie angehörte — einer jener Familien, die sich in der Folgezeit zu einer Kaste zusammengeschlossen und immer unübersteiglichere Schranken zwischen ihrem geweihten Dasein und der profanen Wirklichkeit des lebendigen Lebens aufgerichtet haben —: ein solcher Poet nur verstand es, für die Götter „ein Preislied zu zimmern, wie einen Wagen ein kunstverständiger, geschickter Zimmermann“ — ein Lied, das von reichen, fürstlichen Opferherren mit Rossen und Kindern, mit Goldschmuck und mit Sklavinnen aus der Kriegsbeute gelohnt wurde. „Dein Segen,“ sagt ein vedischer Dichter zu einem Gotte²⁾,

„weilt bei Spendern,
Den unversehrten, reich an starken Helden,
Die Kleider uns, Rinder und Rosse schenken;
Sie mögen walten schöner Güterfülle.

Berrinnen laß Alles, was sie erworben,
Die uns nicht lohnend unsre Lieder nuzen.
Die Gottlosen, die ihres Glücks sich rühmen,
Die Frebler verstoße vom Sonnenlichte.“

Es ist für alles Denken und Dichten in Indien verhängnißvoll gewesen, daß sich dort früh geradezu eine zweite Welt, von eigen phantastischem Inhalt erfüllt, neben die wirkliche Welt gestellt hat: der Opferplatz mit den drei heiligen Feuern und die Schulen, in welchen die Virtuosen der Opferkunst ausgebildet wurden — Gebiete wunderlichster Thätigkeit und der Tummelplatz einer spitzfindig Leeren Geheimnißkrämerei, deren entnervende Macht über den Geist eines ganzen Volkes wir nur schwer in ihrem vollen Umfang begreifen. Die Poesie des Rigveda zeigt uns jenen Krankheitsproceß in einem frühen Stadium, aber

¹⁾ Hunderte von vedischen Melodien sind in einer Aufzeichnungsweise, deren Deutung keinem wesentlichen Zweifel unterworfen ist, überliefert: wie es scheint, das älteste, leider aber auch wohl das dürftigste Denkmal des musikalischen Alterthums.

²⁾ Rigveda V, 42, 8—9.

er ist da, und viel von dem, was das Wesen des Rigveda ausmacht, beruht eben auf ihm. Im Vordergrund steht das Opfer und immer wieder nur das Opfer. „Durch Opfer opferten Opfer die Götter; jene Ordnungen waren die ersten“, heißt es in einem Verse, der zweimal im Rigveda wiederholt ist. Der Preis des Gottes, dem die Opferspende gilt, seiner Macht, seiner Siege, und das Bitten um die Güter, die als Gegengabe für die menschlichen Spenden gehofft werden — Gedeihen der Heerden und der Nachkommenschaft, langes Leben, Vernichtung der Feinde, der Verhassten und Gottlosen —: das ist der Inhalt, der in unaufhörlichen Wiederholungen durch die Lieder des Rigveda wiederkehrt. Ganz gefehlt freilich hat es unter jenen vereschmiedenden Opferern doch nicht an wirklichen Poeten, und so leuchtet unter den stereotypen Anrufungen und Lobpreisungen bald hier bald dort ein großes und schönes Bild hervor, das Staunen der Dichterseele über die bunten Wunder der Natur oder der tiefen Ausdruck ernstest inneren Erlebens. Ein Dichter aus der priesterlichen Familie der Bharadwajas besingt die Göttin Ushas¹⁾, die Morgenröthe:

„Wir schauen dich, Liebliche, weithin erglänzt du.
Zum Himmel auf flog deiner Strahlen Helle.
In Schönheit leuchtend deine Brust enthüllt du
Voll hoher Pracht, göttliche Morgenröthe.

Die rothen Stiere ziehen ihren Wagen,
Wenn hold sie sich über die Fernen dreiset.
Sie treibt die Nacht fort, wie ein Held, ein Schütze
Die Feinde scheucht, gleich schnellem Wagenlenker.

Und schöner Pfad ist auf dem Berg gebahnt dir.
Du Unbezwingene, durch die Wasser dringst du.
So führ' uns Schätze her, uns zu erquiden,
Auf weiter Bahn, herrliche Himmelstochter!²⁾

Ein andrer Dichter redet von Parjanya, dem Regengott³⁾:

„Dem Fuhrmann gleich, der seine Kasse vorwärts peitscht,
Treibt seine Vöten, seine Wolken er herauf.
Von ferne her hebt sich des Löwen Donnerdon,
Wenn dem Gewölk Regen der Gott entströmen läßt.

Parjanya's Blicke fliegen auf; die Winde wehn;
Es stüthet vom Himmel; empor schießt Gras und Kraut.
Erquickung wird Allen, was lebt und webt, erzeugt,
Wenn seinen Samen auf die Erd' ergießt der Gott.

Auf sein Gebot neiget sich tief die Erde;
Auf sein Gebot regt sich behuftes Thiervolk;
Auf sein Gebot sprechen die bunten Blumen.
Wdg' uns Parjanya starken Schutz gewähren!

¹⁾ Das indische Wort Ushas ist mit dem griechischen Eos, dem lateinischen Aurora verwandt.

²⁾ Rigveda VI. 64. Das folgende Lied ist V. 83.

³⁾ Auch dieser Gott kehrt bei den stammverwandten Völkern Europa's wieder, als Fjörgynn in der nordischen Mythologie, und bei den Lithauern und Preußen als jener Gott Perkunas, von welchem ein alter Chronist sagt: „Perkuno war der dritte Abgot und man ihn anrufte umbs gewitters willen, damit sie Regen hatten und schon Wetter zu seiner Zeit, und in der Donner und bliz kein schaden thett.“

Des Regens Strom sandtest du; nun halt' inne;
 Du machtest durchschreitbar die öden Wüsten.
 Du liehest uns Kräuter zur Nahrung sprießen,
 Und ihr Gebet hast du erfüllt den Menschen.“ —

Doch wir müssen von der Schilderung der Rigveda-Poesie zur Betrachtung der Schicksale zurückkehren, welche diese auf ihrem Wege vom fernsten Alterthum zur Neuzeit, von den Opferplätzen am Indus zu den Werkstätten der englischen und deutschen Philologen erlitten hat. Hier ist nun vor Allem eine Thatfache hervorzuheben, die zu den seltsamsten Erscheinungen in der an Seltsamkeiten so reichen Geschichte Indiens gehört. Die Lieder des Rigveda, die Lieder, Melodien und Sprüche der andern Veden sind verfaßt, gesammelt, fortüberliefert worden; es hat sich an sie eine höchst umfangreiche, durch ältere und jüngere Schichten entwickelte geistliche Prosaliteratur über Opferkunst und die Symbolik des Opfers angeschlossen; es sind lehrerliche Secten, wie die buddhistische, entstanden, welche die Autorität des Veda verwarfen und statt dessen die Predigten ihres Stifters, den Coder der von ihm verkündigten Ordnungen als heilige Texte verehrten: und alles dies ist geschehen ohne Schreibkunst. Im vedischen Zeitalter kannte man die Schrift nicht; in der Zeit des entstehenden Buddhismus kannte man sie zwar — vermuthlich sind es Semiten gewesen, von welchen die Inder schreiben gelernt haben —, aber man benutzte sie nur zur Aufzeichnung kurzer Mittheilungen im praktischen Leben, nicht zur Niederschrift von Büchern. Wir besitzen sehr sichere und charakteristische Informationen über die Rolle, welche die Schreibkunst noch in einem verhältnißmäßig späten Zeitalter, um 400 vor Chr., im kirchlichen Leben der Buddhisten gespielt oder vielmehr nicht gespielt hat. Die heiligen Texte dieser Secte entwerfen ein bis in die kleinsten Züge ausgeführtes Bild von dem Treiben in den Häusern und Parks, welche die Brüder bewohnten; vom Morgen bis zum Abend können wir die buddhistischen Mönche in ihrem täglichen Leben verfolgen, auf ihren Wanderungen und während der Fast, im Alleinsein und im Verkehr mit andern Mönchen oder mit Laien; wir kennen die Ausstattung der von ihnen bewohnten Räume, ihre Geräthschaften, den Inhalt ihrer Vorrathskammer: aber nirgends hören wir, daß sie ihre heiligen Texte lasen oder abschrieben, nirgends, daß man in den Mönchshäusern solche Dinge wie Schreibutensilien oder Manuscripte besaß. Das Gedächtniß der „an Hören reichen“ geistlichen Brüder — was wir heute belesen nennen, hieß damals reich an Hören — vertrat die Stelle von Klosterbibliotheken; und drohte unter einer Gemeinde die Kenntniß irgend eines unentbehrlichen Textes — z. B. des Weichformulars, das an jedem Vollmond und Neumond in der Versammlung der Brüder vorgetragen werden mußte — abzureißen, so verfuhr man, wie es in einer alten buddhistischen Gemeindeordnung vorgeschrieben wird: „von jenen Mönchen soll unberzüglich ein Mönch nach der benachbarten Gemeinde abgesandt werden. Zu dem soll man sprechen: Geh, Bruder, und wenn du die Weichordnung auswendig gelernt hast, die volle oder die verkürzte, so lehre zu uns zurück!“

¹⁾ Mahāvagga II, 17. In den unter der Leitung Max Müller's herausgegebenen „Sacred Books of the East“ ist die betreffende Stelle Bd. 13, S. 268 in englischer Uebersetzung mitgetheilt.

Daß unter solchen Umständen die gesammten Existenzbedingungen der Bücher und das Verhältniß zwischen Buch und Leser — wenn es gestattet ist, der Kürze wegen diese Ausdrücke beizubehalten — sehr anderer Natur sein mußten, als in einem schreibenden oder gar in einem druckenden Zeitalter, liegt auf der Hand. Existiren konnte ein Buch nur dann, wenn eine Körperschaft da war, in welcher jenes gelehrt, gelernt und von Generation zu Generation weiter gelehrt wurde. Kennen lernen konnte man ein Buch nur um den Preis, daß man es auswendig lernte oder Jemanden zu seiner Verfügung hatte, der dies gethan. Texte von einem Inhalt, der nur vorübergehende Aufmerksamkeit beanspruchte, konnte es überhaupt nicht geben: verhängnißvoll für Geschichtsschreibung und überhaupt für jede Prosaliteratur. Vor Allem aber waren die vorhandenen Texte den zahllosen Entstellungen ausgesetzt, welche Gedächtnißfehler, Leichtfertigkeit und Verbesserungsſucht ihrer Uebersetzer auf dem lustigen Wege von Mund zu Mund in sie hineinbringen mußten.

Unter Bedingungen wie die eben beschriebenen sind die Poesien des Rigveda viele Jahrhunderte hindurch von Geschlecht zu Geschlecht fortgelehrt und fortgelernt worden. Getrenntes wurde zu Sammlungen vereinigt auf dem Wege der mündlichen Feststellung und Uebersetzung. Die Sammlungen wurden zu wiederholten Malen überredigirt und mit Ergänzungen versehen, wieder nur auf dem Wege der mündlichen Feststellung und Uebersetzung. Begreiflich genug, daß hierbei oft der ursprüngliche Bau, ja der Bestand selbst der einzelnen Lieder beschädigt, verwischt, vernichtet wurde; Umstellungen zerstörten die Gestalt derselben; die Grenzen der neben einander stehenden Lieder wurden vielfach vergessen und Massen derselben zu scheinbaren Einheiten zusammengeſchweift; moderne, glatt verständliche Wendungen verdrängten die seltenen Worte und die alterthümlichen Wortformen — oft die werthvollsten Denkmäler für den Forscher, welchem sie die Geschichte der Sprache verstehen helfen, wie der Naturforscher aus fossilen Resten die Geschichte des organischen Lebens herausliest.

Vor Allem aber war es für die alte und wahre Gestalt der Vedalieder verhängnißvoll, daß man sie auf das Prokrustesbett grammatischer Betrachtungen spannte. Früher und stärker als bei irgend einem andern Volke des Alterthums hat sich in Indien das Interesse und die Freude daran geregt, die Sprache wissenschaftlich zu zergliedern. Man bildete mit glänzender Schärfe und Feinheit die Beobachtung der einzelnen Sprachlaute und der Veränderungen, denen sie unterliegen, zu einem System aus, von welchem, als es in Europa bekannt wurde, die Wissenschaft unseres Jahrhunderts bewundernd zu lernen Ursache gefunden hat. Dem Scharfsinn und Lief Sinn freilich jener vedischen Sprachforscher hing wie ein Fluch der echt indische Zug der Spitzfindigkeit an, die Freude, aus welcher bisweilen etwas wie eine bizarre Schadenfreude hervorzublicken scheint, den Dingen ein künstliches Gewand anzuziehen und anzuzwingen, Labyrinth von Subtilitäten zu erbauen, in deren gewundenen Gängen der beschlagene und ver Schlagene Kenner sich präventiös zurecht zu finden verstand. So verband sich in dieser grammatischen Wissenschaft Erkennen und Verkennen des Richtigen in unauf löslicher Vermischung. Daß unter der Hand solcher Sprachtheoretiker das kostbare Gut der alten Vedalieder nicht unangetastet geblieben ist, versteht sich

von selbst. Hier ward ein einzelner Punkt des aus der Vorzeit lieberlieferten mit glücklichster Schärfe aufgefaßt, mit wundervoller Treue festgehalten; dort trug man kein Bedenken, ganze Gebiete alter und echter Erscheinungen, halb-richtigen Theorien zuliebe, zu verwischen, so daß auch der geduldigste Scharfsinn unserer Wissenschaft das Verlorene immer nur zum Theil wird herstellen können. Schließlich allerdings nahm doch die Willkür, unter welcher die Lieder der alten Sänger hatten leiden müssen, ein Ende. Je mehr man sich gewöhnte, in jenen nicht schöne und wirkame Gebete allein, sondern eine geheiligte Offenbarung des Göttlichen zu sehen, um so höher mußte ihre überlieferte Form, auch wo sie noch so unregelmäßig war oder schien, in der Achtung der Theologen steigen, und um so sorgfältiger mußte man diese Form mit allen ihren Ungleichheiten zu beschreiben, zu erhalten bemüht sein. Wir besitzen ein merkwürdiges Werk — es ist wie viele indische Lehr- und Handbücher in Versen verfaßt —, in welchem ein Grammatiker Caunaka — vermuthungsweise darf er ganz ungefähr in die Zeit von 400 vor Chr. gesetzt werden — eine eingehende, ungemein scharfsinnig angelegte Uebersicht über die lautlichen Eigenthümlichkeiten des Rigveda-Textes gegeben hat. Das Studium von Caunaka's Werk liefert uns den Beweis, daß von jener Zeit an die vedischen Lieder, geschützt durch die vereinte Sorgfalt grammatischen und religiösen Buchstabenglaubens, keine irgend nennenswerthen Verderbnisse mehr erlitten haben. Die wichtigsten Manuscripte des Rigveda, welche wir kennen, mögen zwei Jahrtausende jünger sein als jenes Handbuch des Caunaka, aber sie halten, wenn wir sie mit jenem vergleichen, allen Proben in einer geradezu staunenswerthen Weise Stand.

Wohl war der Rigveda, den jener indische Gelehrte vorfand, einer Ruine nicht ungleich. Und wohl vermochte man mit den Mitteln indischer Gelehrsamkeit nicht, ihn in besserem Zustande, als man ihn selbst überkommen, der Folgezeit zu hinterlassen. Aber das hat der gewissenhafte Fleiß der indischen Sprachmeister und Gottesgelehrten doch erreicht, daß die Gefahren ferneren Verfalles die letzten zweitausend Jahre hindurch von jenen ehrwürdigen Trümmern fern gehalten sind. Unangetastet liegen sie da, wie sie in Caunaka's Zeiten dalagen. Und die Forschung unserer Tage, welche schon aus manchem Ruinenfelde die lebendigen Züge untergegangenen Daseins zu enträtheln gewußt hat, arbeitet daran, bald mit dem kühnen Zugreifen siegesgewisser Divination, bald in dem ruhigen Gleichmaß schrittweise vordringender Erwägung, herzustellen, was sich von der echten Form jener uralten priesterlichen Dichtungen herstellen läßt.

III.

Wir dürfen sagen, daß die am größten angelegten Unternehmungen, die wichtigsten Erfolge auf diesem Arbeitsfelde sich an die Namen deutscher Forscher knüpfen. Wenn wir hinzufügen, daß dies nicht leicht anders sein konnte, so ist das keine Ueberhebung, sondern wir drücken damit nur den in der Entwicklung der Wissenschaft begründeten Sachverhalt aus. Es war natürlich gewesen, daß die frühesten Anregungen der beginnenden indischen Forschung, die ersten Versuche, den massenhaft jubringenden Stoff festzuhalten und vorläufige Formen für ihn zu finden, Engländern verdankt wurden, Männern, welche einen guten Theil

ihrer Lebens in Indien zubrachten und dort in fortwährenden Berührungen mit den einheimischen Kennern des Sanskrit standen. Aber nicht minder natürlich war es, daß die Ehren weiteren Vorbringens, tieferen Eindringens Deutschen zugefallen sind. Die beiden Gebiete der Wissenschaft, von welchen her vornehmlich den indischen Forschungen Leben und Kraft zufließen mußte, waren und sind wesentlich deutsch: die vergleichende Sprachwissenschaft, von Bopp man kann sagen begründet, und jene vertiefte, starke Wissenschaft oder ebenso richtig Kunst der Philologie, wie sie Gottfried Hermann und neben ihm, von dem stolzen Geist Lessing's durchtränkt, Karl Lachmann geübt hat, voll scharfen zielbewußten Könnens, genau und wahrhaftig im Kleinen wie im Großen. Möchten Vertreter dieser Philologie, antipathisch berührt durch manchen Charakterzug des indischen Geistes und nicht am Wenigsten durch den Anspruch, daß die griechische und lateinische Grammatik dies oder jenes aus dem Sanskrit zu lernen habe, der jungen Wissenschaft von Indien mit Zurückhaltung oder mit mehr als Zurückhaltung begegnen: dadurch konnte nichts an der Thatsache geändert werden, daß die Behandlung indischer Texte, die Erforschung indischer Literaturdenkmäler sich von keinen besseren Lehrern lernen ließ, als von jenen Meistern, welche die klassischen Texte mit einer nicht dagewesenen Trefflichkeit der Methode zu verbessern und zu erklären wußten.

Ein Leipziger Zuhörer Hermann's und Haupt's war es, der 1845 in Paris, angeregt durch Burnouf, den Plan faßte, den Rigveda mit dem Commentar seines indischen Erklärers, des Abtes Sayana (im 14. Jahrhundert nach Chr.) herauszugeben: das große Werk Max Müller's, die erste unter den grundlegenden Unternehmungen, auf welchen die vedische Philologie beruht. Es war vor Allem nöthig zu wissen, wie die Brahminen selbst die im Rigveda aufbehaltenen Lieder ihrer Vorfahren aus der Bedasprache in gangbares Sanskrit übersetzen, wie sie die Probleme, welche die Grammatik des Beda bietet, mit den Mitteln ihres eigenen grammatischen Systems lösen. Hier lag die unentbehrliche Grundlage aller weiteren Forschungen: man mußte sich der indischen Tradition der Bedenerklärung in Ueberschätzung wie in Unterschätzung gegenübergestellt und die Konsequenzen beider Fehler erprobt haben, um so endlich die Kunst ihrer wissenschaftlichen Verwerthung zu lernen. Hier leistete die durch ein Vierteljahrhundert (1849—1874) sich hinziehende Arbeit Max Müller's das Bedeutendste; leicht zu vollenden, war sie unendlich schwer gewesen zu beginnen, denn die meisten grammatischen und theologischen Texte, welche den Ausführungen Sayana's zu Grunde liegen, waren, als Max Müller ans Werk ging, noch Bücher mit sieben Siegeln.

Einige Jahre, nachdem der erste Band von Max Müller's Rigveda erschienen war, vereinigten sich zwei andere Gelehrte zu einem Werk noch größeren Maßstabes. Längst ist es allen Sanskritisten das unentbehrlichste Werkzeug ihres Arbeitens geworden: das im Auftrage der Petersburger Akademie von Roth und Böhtlingk verfaßte Sanskrit-Wörterbuch. Es galt, für eine Sprache, deren meiste und wichtigste Texte noch ungedruckt waren, ein Wörterbuch in ähnlich großem Stil zu schaffen, wie die Brüder Grimm es etwa zu derselben Zeit für die deutsche Sprache begannen. Roth übernahm die vedische Literatur,

die Grundlage des Ganzen, Böhlingk die spätere Zeit; befreundete Forscher, Allen voran Weber, nutzten die ihnen vorzugsweise bekannten und zugänglichen Texte oder handschriftlichen Materialien aus. Das Wichtigste war, daß der Veda lexikalisch bearbeitet wurde, hier — von wenigen Vorarbeiten abgesehen — zum ersten Mal. Die Erläuterungen, welche die Indier selbst von den Worten der Vedasprache geben, wurden als ein wichtiges Hilfsmittel des Verständnisses berücksichtigt. Aber dabei blieb man nicht stehen. „Wir halten es nicht“, sagten die beiden Verfasser in ihrer Vorrede, „für die nächste Aufgabe, dasjenige Verständniß des Veda zu erreichen, welches vor etlichen Jahrhunderten in Indien gangbar war, sondern suchen den Sinn, welchen die Dichter selbst in ihre Lieder und Sprüche gelegt haben.“ Sie unternahmen es, „den Texten selbst ihren Sinn abzugewinnen durch Zusammenhaltung aller nach Wort oder Inhalt verwandter Stellen.“ Auf diesem Wege hofften sie den Gehalt jedes Wortes nicht als farblosen Begriff, sondern in seiner Besonderheit und damit in seiner Kraft und Schönheit wiederzugeben. Der Veda werde so seinen schlagenden Sinn, den vollen Reichthum seines Ausdrucks zurückgewinnen; die Gedankenwelt des frühesten Alterthums werde uns in neuer, von Leben und Realität erfüllter Gestalt erscheinen.

Hinter dem groß gedachten Plan des Wörterbuchs blieb die Ausführung, mit eisernem Fleiß, mit glänzendem Gelingen durch vierundzwanzig Jahre durchgeführt (1852—1875), nicht zurück. Wir haben es leicht, im Einzelnen zahllose Lücken und Irrthümer zu entdecken; die beiden Herausgeber wußten wohl, daß ohne den Muth des Zugreifens, der sich auch vor dem unvermeidlichen Irrren nicht fürchtet, sie besser gethan hätten, die Hand vom Werke zu lassen. Hinter dem überreichen Werthe aber dessen, was ihnen gelungen ist, treten alle Fehler weit zurück. Welcher Abstand trennt ihre Arbeit von derjenigen ihres Vorgängers Wilson¹⁾. Dort nicht viel mehr als die nackte Aufzählung der Bedeutungen, welche die indische Ueberlieferung den Worten beilegt; der Veda existirt für Wilson's Wörterbuch nicht oder kaum. Hier dagegen ist der unüberselbare, in orientalischer Fülle strotzende Reichthum der reichsten aller Sprachen zu Tage gefördert worden; die Geschichte jedes Wortes, gleichsam die Schicksale, welche in den verschiedenen Perioden der Literatur dasselbe betroffen und seine Geltung bestimmt haben, werden uns vor Augen gestellt. Deutlicher als in diesen beiden Wörterbüchern konnte sich der Gegensatz der zwei großen Perioden nicht verkörpern, in denen die Entwicklung der indischen Forschungen sich darstellt: hier die Anfänge, welche die unmittelbar auf den Schultern des indischen Panditthums stehende englische Wissenschaft gemacht hat; dort die Fortsetzung, mit den Mitteln strenger Philologie nach Weite und Tiefe unvergleichlich über jene Anfänge hinausdrängend, an ihrer Spitze deutsche Forscher.

An Müller's große Rigveda-Ausgabe und an das Petersburger Wörterbuch schließen sich in reichlicher Fülle weitere Forschungen, welche die Grenzen des Unverstandenen im Veda mehr und mehr verengt haben. Schon hat sich neben die ersten Pflanzender in diesen einst so unwegsamen Gebieten eine neue Generation

¹⁾ Das Wörterbuch Wilson's ist 1819, in zweiter Auflage 1832 erschienen.

von Arbeitern gestellt. Im Ganzen und in einzelnen seiner Theile ist der Rigveda zu wiederholten Malen übersezt worden. Sein Bestand an Worten und Formen wird nach immer neuen Gesichtspunkten, mit neuen Fragestellungen durchgearbeitet; manchem farbigen Wort der kräftig herben Bedasprache wird sein volles Gewicht zurückgegeben. Die Grundsätze und Gewohnheiten, nach welchen die alten Sammler und Uebersetzer des Vedatextes verfahren sind, werden von uns erforscht, damit wir unterscheiden können, was Jene als überliefert vorgefunden, was sie selbst in die Uebersetzung hineingetragen haben. Die Lesungen, mit welchen die Stellen des Rigveda in den andern Veden citirt sind, werden gesammelt, um in ihnen den Uebersetzern echter und alter Textgestaltung nachzugehen. Man stellt die Religion und Mythologie des Veda dar; man schildert das Volksleben der vedischen Stämme nach allen seinen Seiten: die Texte bieten die Züge zu einem Bilde desselben, von dem mit Recht gesagt worden ist, daß es an Klarheit und Genauigkeit des Tacitus Bericht von dem Volksleben der Germanen übertrifft¹). Endlich versucht man — oder man wird versuchen müssen, denn eben an dieser Stelle steht die Arbeit erst in ihren Anfängen — unter den Massen der vedischen Gebete und Opferlieder etwas zu entdecken, das der wissenschaftlichen Neugier ein besonders willkommenes Fund sein muß: die Anfänge des indischen Epos²).

Daß in einer Zeit so reich an Dichtertum und Dichterschre, wie die Zeit des Rigveda war, auch die Lust am Fabuliren ihre poetischen Blüthen getrieben haben muß, ließ sich von vornherein nicht bezweifeln. Kleine Erzählungen, kleine Lieder müssen dagewesen sein, in engen Rahmen eingeschlossen; so sind ja überall die Anfänge epischer Poesie gestaltet, ehe das dichterische Können sich steigert und sich daran wagt, in größerem Umfange und mit verwickelterem Aufbau von den Geschicken der Menschen und Heroen zu erzählen. Es schien, als wenn jene Anfänge der indischen Epik verloren wären. Und doch waren sie erhalten, freilich in eigenthümlich verwüsteter Gestalt. Im Rigveda finden sich vielfach Gemengsel von scheinbar zusammenhangslosen Versen, in welchen man aufgehäuften Schutt der dichterischen Werkstätten vor sich zu haben meinte. In der That sind es die trümmerhaften Reste epischer Erzählungen, Verse, die einst in einen Prozarahmen eingefügt waren: die Erzählung in Prosa, die Reden und Gegenreden in Versen, etwa wie in den Grimm'schen Märchen oft, wo die arme Königstochter oder der mächtige Zwerg ein besonders gewichtiges oder rührendes Wort zu sprechen hat, ein Reim erscheint. Von den vedischen Märchenerzählern nun wurden allein die Verse in ihrer festen Form dem Gedächtniß eingeprägt; die Prosa gab jeder neue Erzähler mit neuen Worten wieder, und schließlich gerieth ihr Inhalt meist ganz in Vergessenheit, so daß nur die Verse übrig blieben, bald als eine Reihe von Wechselreden, lang und inhaltsvoll genug, um den Zusammenhang des Ganzen verstehen zu lassen, bald als unkenntliche Trümmer,

¹) H. Zimmer, Altindisches Leben, die Kultur der vedischen Arier (Berlin, 1879), S. VII.

²) Das hier über die Anfänge des indischen Epos Bemerkte bezieht auf Auffassungen, die ich vor Kurzem zu begründen versucht habe, Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellsch. 1835, S. 52 ff.

zu welchen die Vorgänge und Situationen, in die sie hineingehören, sich so wenig ergänzen lassen, als man etwa, um bei dem obigen Vergleich zu bleiben, aus den paar Reimen in einem Grimm'schen Märchen das ganze Märchen herstellen könnte.

Es sei gestattet, zur Veranschaulichung des Gefagten hier ein Stück aus einer jener alten Erzählungen mitzutheilen, deren Zusammenhang sich wenigstens im Ganzen vermuthungsweise reconstruiren läßt¹⁾. Sie spielt unter Göttern und Dämonen; ihr Gegenstand ist die große Schlacht, die am Himmel geschlagen wird, die Gewitterschlacht, welche für den Jnder der kampfesfrohen Bedazeit das Vorbild seiner eigenen Siege ist: Vritra, der neidische Feind, hält die Wasser der Wolke in seiner Gefangenschaft, daß sie sich nicht über die Erde ergießen können, aber Gott Indra zerschmettert den Dämon mit seinem Donnerkeil und läßt die befreiten Wasser strömen.

Indra — das etwa muß in dem verlorenen Prosa-Eingang der Erzählung gesagt gewesen sein — fühlt sich, als es zum Kampfe geht, zu schwach für den furchtbaren Gegner. Die Götter ziehen sich verzagt von ihm zurück. Nur Einer bietet ihm seinen Beistand an, Vāyu (der Wind²⁾), der schnellste der Götter; aber er verlangt seinen Preis, einen Antheil am Opfertrank des Soma, den die Menschen dem Indra spenden. Vāyu spricht:

„Ich bin's; zu dir komm' ich, voran ich selber,
Und hinter mir schreiten die Götter alle.
Verleiht du mir, Indra, am Opfer Antheil,
Sollst Heldenthaten du mit mir vollbringen.“

Indra nimmt den Bund an:

„Dem Honigtrank geb' ich den ersten Antheil;
Dein soll er sein; die sei gepreßt der Soma.
Du sollst als Freund stehen zu meiner Rechten;
Dann wollen wir tödten der Feinde Scharen.“

Es tritt eine neue Person auf: ein menschlicher Sänger. Wir wissen nicht, ob an einen bestimmten unter den großen Frommen der Vorzeit, den Ahnen der späteren Sängergeschlechter, gedacht war. Er möchte Indra preisen; aber kann Indra gepriesen werden? Der feindliche Dämon ist noch unbezwungen; Zweifel an Indra und seiner Macht befallen den Sänger. Er spricht zu den Seinen:

„Ein Preislied bringt, die ihr verlangt nach Segen;
Des Indra Lob singt, wenn die Wahrheit wahr ist.“
„Es ist kein Indra,“ also redet Mancher.
„Wer sah ihn? Wer ist's, den wir preisen sollen?“

Aber Indra selbst gibt dem Verzagenden Antwort:

„Hier steh' ich vor dir, blicke her, o Sänger,
An hoher Kraft rag' ich ob allen Wesen,
Es macht mich stark heiliger Ordnung Sahrung,
Die Welten zerschmett're ich, der Zerschmetterer.“

¹⁾ Rigveda 8, 100. Ich lasse einige Verse dunklen Inhalts fort und schweige von Schwierigkeiten, welche der Lösung näher zu bringen dies nicht der Ort ist.

²⁾ Er wird auch Vāta genannt; man hat diesen Namen — ob mit Recht, ist höchst fraglich — mit dem germanischen Namen Bodan identificirt.

Das Vertrauen des Frommen auf den Gott ist hergestellt; sein Preislied erschallt. Und nun geht Indra in den Kampf. Der Falke hat ihm den Soma gebracht, und im Rausch des Göttertranks schleudert der Siegreiche seinen Donnerkeil auf den Dämon. Wie ein Baum, den der Blitz trifft, fällt der Feind. Nun mögen die Wasser hervorkürzen aus ihrem Gefängniß:

„Gilt nun hervor! Zerstreut euch frei!
Er, der euch festhielt, ist nicht mehr.
Geschleudert hat den Donnerkeil
Indra in Britra's Weichen tief.

Gedankenschnell flog er einher,
Durchdrang die Burg, die eberne;
Den Soma trug zum Himmel auf
Dem Donner der beschwingte Falk.

Im Meere ruht der Donnerkeil,
Von Wasserwagen rings umhüllt.
Die strömenden, die stetigen,
Die Wasser bringen Gaben ihm.“

Ich übergehe den schwierigen Schluß des Gedichts: die auf den Britrakampf folgende Schöpfung der Sprache durch Indra. Ein Viertel aller Sprachen, die es in der Welt gibt, hat Indra zu deutlicher, sinnvoller Rede gebildet: das ist die Sprache der Menschen. Die andern drei Theile aber sind undeutlich und unverständlich geblieben: die Sprache, welche die vierfüßigen Thiere reden, und welche die Vögel und alles Gewürm redet.

Dies ist eine jener ältesten Erzählungen der Inder von den Thaten ihrer Götter und Heroen. Es durfte hier nicht versucht werden, die verlorene Prosa, welche die Strophen verband, nachzubilden; um den modernen Leser über den Zusammenhang der Verse zu orientiren, mußte eine andere Ausdrucksweise gewählt werden, als sie dem Erzähler der vedischen Zeit eigen war. Wie es scheint, begnügte sich dieser, in kurzen, ja dürftigen Sätzen die Thatfachen, auf welche es ankam, zu berichten oder vielmehr seine Hörer an dieselben zu erinnern. Den in die Erzählung eingefügten Versen aber — dies wird das Gedicht von Indra's Kampf gezeigt haben — fehlt es nicht an dem Schwung dichterischer Beredsamkeit. Ohne die feineren Charakterzüge menschlichen Seelenlebens freilich, aber in ernster, einfacher Wucht, wie Berge oder alte Riesenbäume stehen die Gestalten jener Sagenwesen da; was unter ihnen geschieht, ist dem Geschehen in der Natur ähnlich, ja mehr als ähnlich. Denn noch ist die alte Naturbedeutung jener Götter durch das menschenhafte Gewand, das sie tragen, kaum verhüllt, und in die Erzählung von ihren Thaten ragen überall die großen Bilder des Naturlebens mit seinen Wundern und seinen Schrecken hinein. Die Pflicht, solche Trümmer der ältesten Epik zu sammeln und zu deuten, wird die vedische Forschung zu ihren lohnendsten, freilich nicht zu ihren leichtesten Aufgaben zählen dürfen.

IV.

Wir müssen nun dazu fortschreiten, die Frage aufzuwerfen: was wissen wir von der äußeren Geschichte Indiens in dem Zeitalter, welches diese Poesien

hervorgebracht hat? Wo fängt hier die Möglichkeit an, die Ereignisse chronologisch zu bestimmen? Lassen sich in dem Theil des historischen Gebiets, welches dieser Bestimmbarkeit entbehrt, irgend welche feste Linien anderer Art ziehen?

Für eine Geschichte des alten Indien etwa in dem Sinne, wie wir von einer Geschichte Roms reden oder wie im Alten Testament die Geschichte des israelitischen Volkes verzeichnet ist, versagt uns der Veda sein Zeugniß. Ein Aufeinanderfolgen bedeutsam mit einander verknüpfter Ereignisse, das Wirken eingreifender Persönlichkeiten, die wir in ihrem Wollen und Vollbringen verstehen können, der Ernst der Kämpfe um die Gestaltung und Sicherung staatlicher Ordnung — dies sind Dinge, von denen wir nichts erfahren. Man kann hinzufügen, es sind Dinge, die es im alten Indien weniger als bei irgend einem andern Kulturvolk gegeben zu haben scheint. Die Geschichte dieser Nation würde, je mehr wir von ihr wüßten, sich um so ähnlicher einem zusammenhanglosen Auf- und Abwogen zufälliger Ereignisse darstellen. Es fehlt diesen Ereignissen an dem festen Halt und an dem bedeutungsvollen Sinn, wie ihn die That eines wollenden und seinen Willen zu Thaten machenden Volksgeistes dem Geschehen verleiht. Nur in der Geschichte der Gedanken, vor Allem des religiösen Denkens der Inder treffen wir auf diesen festen Boden; von einer Geschichte in anderm Sinne kann hier kaum gesprochen werden. Und ein Volk, das keine Geschichte hat, hat natürlich noch viel weniger eine Geschichtsschreibung. In den Zeiten, in welchen unter einer gesund organisirten Nation das Interesse an der eigenen Vergangenheit und an deren Zusammenhang mit den Kämpfen und Leiden der Gegenwart erwacht, wo die Herodote und Fabius, die Erzähler von dem, was sich ereignet hat, zu erstehen pflegen, war die literarische Thätigkeit Indiens in theologische und philosophirende Speculation versunken. In allem Geschehen sah man allein dies, daß es vergänglich ist; und alles Vergängliche erkannte man, wir dürfen nicht einmal sagen als ein Gleichniß, sondern als ein absolut Wertloses, ein unglückliches Nichts, von dem der Wissende seine Gedanken zu lösen hat.

Es liegt von vornherein auf der Hand, wie tief wir unter solchen Umständen unsere Hoffnungen auf exacte Resultate herabstimmen müssen, wenn die Frage aufgeworfen wird, in welche Zeit das Wenige hineingehört, was wir von den äußeren Schicksalen der altindischen Stämme wissen, in welche Zeit vor Allem die großen Literaturdenkmäler des Veda und die Wandlungen, welche die indische Gedankenwelt durchgemacht hat. Was etwa die Grundlage für die Beantwortung dieser chronologischen Fragen abgeben könnte, Königslisten mit Angaben über die Dauer jeder Regierung, daran fehlt es für die vedische Periode ganz. Aus alter Zeit wenigstens sind solche Listen uns nicht überliefert; es sind auch keine Spuren da, daß welche vorhanden gewesen wären. Die späteren Verzeichnisse aber, welche in den Werkstätten der indischen Weltgeschichtsmacher schmiedet sind, können heutzutage für die ernstliche Forschung nicht mehr in Betracht kommen, als etwa die Angaben der römischen Chronikenschreiber darüber, wie viele Jahre König Romulus und König Numa ihres Amtes gewaltet haben. Wie gänzlich es überhaupt in der vedischen Zeit den Indern fern gelegen hat, nach dem Wann der Ereignisse zu fragen, zeigt sich sehr deutlich darin, daß, so

viel wir sehen können, es damals überhaupt keine Ausdrucksweise gegeben hat, um irgend ein Jahr als eben dies Jahr, im Unterschied von jedem andern Jahr zu benennen. Die Folge davon ist natürlich, daß jene langen Jahrhunderte für uns, und sicher für die Wissenschaft des alten Indiens ganz ebenso, als eine im eigentlichen Wortsinne unermessliche Zeit daliegen und dalagen; die Maßstäbe, mit welchen wir gewohnt sind, die Abstände geschichtlicher Vergangenheit unsrem Begreifen oder doch unsrer Phantasie näher zu rücken, versagen gegenüber dieser reich entwickelten Cultur so vollständig, wie sie etwa für die prähistorischen Gebiete der Steinzeit, das erste schwache Aufdämmern menschlichen Daseins, versagen. In der That, wie die prähistorische Forschung die Dauer der Vorgänge, welche der Erdoberfläche ihre Gestalt gegeben haben, abzuschätzen sich bemüht, um auf das ungefähre Alter der in den Erdschichten eingebetteten menschlichen Ueberreste zu schließen, so hat die Erforschung des Veda ganz ähnlich dazu ihre Zuflucht zu nehmen versucht, aus den allmäligen, im Lauf der Jahrhunderte unmerklich fortschreitenden Wandlungen des großen Zeitmessers, des gestirnten Himmels, das Alter des Veda zu berechnen. Es fand sich in einem dem Veda zugezählten Werk eine astronomische Angabe, welche man zur Grundlage solcher Berechnungen gemacht hat; man kam zu dem Ergebniß, daß dieselbe aus dem Jahr 1181 vor Chr. (nach einer andern Rechnung 1891 vor Chr.) herrühre. Leider mußte der Glaube, daß auf diesem Wege sichere Daten zu gewinnen seien, schnell genug zerrinnen; 'allzu leicht war es zu zeigen, daß jene vedische Angabe nicht hinreichend ist, um für astronomische Rechnungen eine irgend haltbare Basis zu bieten. So bleibt es dabei, daß es für die Zeiten des Veda kein chronologisches Datum gibt, und es wird Jedem, der da weiß, von welchen Dingen die indischen Autoren zu reden pflegen und von welchen nicht, nahezu gewiß sein, daß auch die reichlichsten und unerwartetsten Entdeckungen neuer Texte, mögen sie im Uebrigen unser Wissen noch so sehr erweitern, in dieser Beziehung Alles beim Alten lassen werden.

Zwei große Ereignisse in der Geschichte Indiens sind es, mit welchen dies Dunkel sich zu lichten beginnt, das eine annähernd, das andre mit voller Sicherheit an einen angebbaren Zeitpunkt geknüpft: das Auftreten Buddha's und die Verührungen der Inder mit den Griechen unter Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern.

Daß, so weit wir sehen können, es eben die alten Buddhistengemeinden waren, die in Indien zuerst mit dem zusammenhängenden Ueberliefern geschichtlicher Erinnerungen einen Anfang gemacht haben, entspricht durchaus dem verständlichen Gang der Dinge. Waren dem vedischen oder brahminischen Philosophen alle irdischen Geschehnisse ein absolut Nichtiges gegenüber der allein bedeutamen, von keinem Wandel berührten Stille des Ewigen, so gab es für den Buddhajünger einen Punkt, an welchem dies Ewige in die Welt des Zeitlichen hineinragte, und darum gab es auch für ihn ein Stück Geschichte, das seinen Platz neben oder geradezu innerhalb der religiösen Lehre behauptete: die Geschichte vom Erscheinen Buddha's und dem Leben der von ihm gestifteten Gemeinde. Man hielt die Erinnerung an die Versammlungen fest, auf welchen die geehrtesten und gelehrtesten Häupter der Gemeinde und große Scharen weit und

breit zusammengewanderter Mönche wichtige Punkte der Lehre und der Ordensregel festgestellt hatten; man machte die Könige namhaft, unter welchen diese Concilien gehalten sind, und ließ es sich angelegen sein, die Vorgänger dieser Könige zu wissen bis zurück zu dem frommen König Bimbisara, dem Zeitgenossen und eifrigen Beschützer Buddha's. Aus der Königsreihe, welche auf diese Weise von den Chronisten des buddhistischen Ordens festgestellt worden ist, heben sich zwei Gestalten hervor: Tschandragupta (d. h. der Schützling des Mondes) und sein Enkel Asoka (der Schmerzlose). Tschandragupta ist eine den griechischen und römischen Historikern wohlbekannte Persönlichkeit: sie nennen ihn Sandrokyplos und erzählen, daß er nach dem Tode Alexander's des Großen (im Jahre 323) die Macht der in Indien eingedrungenen Griechen erfolgreich bekämpft und sich aus niederer Stellung zum Beherrscher eines weiten Reiches emporgeschwungen habe. Asoka andererseits wird zwar von den Griechen nicht erwähnt, aber in einer seiner Inschriften — von ihm rühren die ältesten in Indien entdeckten Inschriften her, die sich auf Felswänden und Pfeilern in den verschiedensten Theilen der Halbinsel gefunden haben — nennt er selbst Antijoka, den König der Zona (Jonier, d. h. Griechen), Antikina, Nikasandara und andere griechische Monarchen.¹⁾

Hier ist endlich die Stelle erreicht, an welcher der geschichtliche Erforscher Indiens festen Boden findet; Ereignisse, gleichsam auf einem andern Planeten sich zutragend, dessen Jahre und Jahrhunderte denen der Erde nicht commensurabel sind, treffen an diesem Punkt mit Gebieten des Geschehens zusammen, welche wir kennen und deren Entfernungen wir zu messen wissen. Rechnen wir von den festen Daten des Tschandragupta und Asoka zurück bis zu Buddha — wir haben keinen Grund, die betreffenden Zeitangaben der buddhistischen Chroniken nicht für wenigstens ungefähr richtig anzusehen — so erhalten wir als das Todesjahr des großen Lehrers ca. 480 vor Chr.; sein Wirken fällt also in die Zeit, in welcher die Griechen ihre Freiheitskämpfe gegen die Perser schlugen und in Rom die Grundlinien der republikanischen Verfassung gezogen worden sind. Buddha's Leben aber bezeichnet den äußersten Grenzpunkt, bis zu welchem wir mit wenigstens ungefähren Datirungen vordringen können. Darüber hinaus, durch die langen Jahrhunderte hin, die vom Anfang der Rigveda-Zeit bis auf Buddha verlossen sein müssen, läßt sich immer nur fragen: welches war die Reihenfolge der Ereignisse — der wenigen Ereignisse, von denen wir überhaupt reden dürfen —, welches die Ordnung, in der die großen Schichten der literarischen Denkmäler entstanden sind? Wir beobachten das Bezugnehmen der einen Texte auf andre, die als vorliegend vorausgesetzt werden; wir verfolgen die allmählichen Wandlungen, welche die Sprache erlitten hat, das Verschwinden der alten Worte und Formen, das Erscheinen der jüngeren; wir zählen die langen und kurzen Silben der Verse, um den unmerklichen, aber streng folgerichtigen

¹⁾ Antijoka ist Antiochos Theos, Antikina Antigonos Gonatas, Nikasandara natürlich nicht Alexander der Große, von dessen Namen und Thaten sich in Indien — abgesehen von einer Münze, die sein Bild und seinen Namen trägt — keine Spuren erhalten haben, sondern der Epitritische Alexander, Sohn des Pyrrhos, des Feindes der Römer. Alle diese Fürsten regierten um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr.

Gang kennen zu lernen, in welchem ihre Rhythmen von alten Bildungsgesetzen sich befreit und neuen Normen unterworfen haben; wir beobachten, mit jenen sprachlichen und metrischen Wandlungen in paralleler Richtung sich bewegend, Wandlungen des religiösen Vorstellungskreises, des Gehalts wie der äußeren Formen des geistigen und geistlichen Lebens. So lernen wir in dem Chaos dieser Literatur immer sicherer das Alte vom Jüngeren unterscheiden und den Gang der Entwicklung, welche durch beides hindurchgeht, verstehen. Mancher Weg freilich, auf welchem die Forschung vorwärts zu bringen hoffte, erwies sich als ins Leere führend; Fragestellungen haben aufgegeben oder umgestaltet und immer wieder umgestaltet werden müssen. Aber schließlich ist die Arbeit doch keine vergebliche gewesen; die Grundrichtungen fangen an, erkennbar zu werden, nach welchen im Beda, im Alterthum Indiens der Zug des geschichtlichen Werdens sich verfolgen lassen muß.

Dem zweiten Jahrhundert indischer Forschungen können kaum noch ähnliche Entdeckungen vorbehalten sein, wie das erste sie gebracht hat, ein solches plötzliches Auftauchen ungeahnter, weiter, inhaltsvoller Gebiete der historischen Erkenntniß. Aber wohl dürfen wir hoffen, daß die Zukunft unserer Wissenschaft Erfolge andrer Art um so reichlicher bringen wird: die Erklärung von unerklärlich Scheinendem, die Verwandlung von halb Erkanntem in ganz Erkanntes.
